

retomischen Bretons" je liebliche muthigen hler ihres ener viel- hnen der nsel. In egest, die Perrine und wurde auch der der selige

alle mit Reis, das n Baume und mit enances) beherriicht en Con- nessenoren von den luvergne, erst vor

erkunden, indischen hinunter aux ab- wiesjour, piete im aufgeführt mel der von Zu- aufsteigt von ver- as fran- us dem lug hin s toden ammen-

zösischen proven- Causo". Gegen- atsheren den um nd eine ch einen Blämen sprache. des dem Unter- iden in rres in Vater- en auf- die mit

instellen us der r blidt brutale gierenden ven- den ver- Strafe Thaten Köbel. r steht Conrad

Auch Stud hat Dreher gemalt. Das Blatt zeigt ringsherum allerhand Rollen von ihm und in der Mitte ihn selbst, stolz, düster und unheimlich, jäh wie ein Dolch, zornig wie eine Flamme, ins Dämonische, ja Infernale und Diabolische stilisiert, wie Wierz im Triumphe da Christ und Daudelaire in den Litaneien den Satan sehen, von einer bethörend bösen und süß verderblichen Schönheit. Um ihn sind Masken und Caricaturen, lächerliche Fragen dieser Welt, und aus ihnen ragt er mit einer unirdischen Ruhe wie ein Zauberer und Beschwörer unter seinem Spul hervor.

Das ist nun doch merkwürdig, einen Münchener Komiker so gemalt zu sehen, bald als Cäsar, bald als Teufel. Man ist im ersten Augenblick geneigt, es für einen Witz zu halten. Aber wer die Art seiner Kunst betrachtet und prüft, was dem eigentlich an ihr wirkt, wird gewahr, daß die Maler, indem sie ihn so stilisierten, gerade das Besenliche seiner komischen Kraft getroffen haben.

Dreher ist einer jener Komiker, die gleich lachen machen, ohne erst was zu thun, bloß indem sie da sind. Er braucht nicht erst Grimassen oder Pointen. Er kommt, sieht sich um und wie er nur zu reden anfängt, lachen schon alle. Er macht keine Witze oder Späße; er macht überhaupt nichts; er schielt nicht, er hinkt nicht, er stottert nicht, er tänzelt nicht, er naddelt nicht und was sonst noch die üblichen Behelfe der Lustigmacher sind. Er hat das gar nicht erst nötig; alle lachen ja schon. Was er zu sagen hat, wird er immer auf die natürlichste und schlichteste Weise sagen, wie brave bayrische Bürger eben reden; wenn er ein Couplet singen soll, bewegt er sich kaum, zwinkert kaum, agiert kaum und doch lachen alle. Seine bloße Gegenwart allein ist schon komisch, weil sie einen unwiderstehlichen Contrast bringt: er spricht wie ein Münchner Spießer und sieht aus wie ein römischer Kaiser; einen Mortimer oder Romeo sehen wir sich als Staberl betragen. Das ist es: indem diesen Schädel, der einen Helm oder eine Krone verlangt, Gesten begleiten, die eine Schlafmütze und ein Bierkrug verlangen, weiß er uns das lustige Elend des ganzen Lebens an das Gemüth zu führen. Es ist genau die Komik von Frenzel, Strathman und L. L. Heine. Diese lieben es, realistisch so zu malen, daß es phantastisch scheint: sie malen eine Köchin mit einem Corporal, aber die Linien seiner Uniform und ihrer Schürze sind herablich, geben Arabesken. Das erinnert uns, daßs nichts auf der Erde gemein und klein genug ist, um nicht doch auch seine Schönheit zu haben, und daß jede Schönheit, wie rein gedacht und gefühlt sie sei, wenn sie aus dem Gedanken und dem Gefühle ins Wirkliche tritt, ein gewisses Elend, einen gewissen Jammer annehmen muß, eben die vom Leben unzerrennliche Form. „Auch Einer“ von Bischof, der durch die Tücken der Objecte so bebrängte Idealist, der mit allen Systemen, nur mit den kleinen Drangsalen des Tages nicht fertig wird, hat dieselbe Komik. Es scheint die eigentliche Komik der Deutschen zu sein, die, nicht trunken genug, das Klägliche des Daseins wegzuidalisieren, noch nichtern genug, aller Schönheit zu entsagen, jenen Contrast nicht vermeiden können. Keiner von ihnen kommt je darüber hinaus, daß die Deatrice niest und sich schneuzt, und so finden sie im Niesen und Schnutzen der Bearricen das letzte Räthsel und Geheimnis des Lebens. Darum ist Dreher, mit seinem Profile vom Vatican und seinen Gesten von Schwabing, wohl der deutscheste aller Komiker von heute und seine Freundschaft mit Bismarck hat so vielleicht einen sehr tiefen Sinn.

Er hat aber noch etwas, das sehr deutsch ist: er ist nicht nur komisch, er ist auch fröhlich. Der Spaß liegt nicht nur darin, daßs wir einen Mann, den wir uns nach der Energie seiner Züge eigentlich nur in großen Thaten, heroisch beschäftigt denken können, sich jämmerlich mit dem täglichen Elend herumzuschlagen sehen, sondern wir haben auch noch die Freude, daßs es ihn selber freut. Wir amüsieren uns, indem wir ihm ansehen, wie er sich selbst über sich amüsiert. Seine Augen lachen so herzlich über alles, das ihm in den Verwicklungen der Poffen passiert, daßs sie die Zuschauer anstecken. Eine unheimliche, stille Lustigkeit, wie sie nur noch Ritterwürger und Orardi haben, funktelt aus ihm, desto listiger und verschmitzter, je toller man es mit ihm und um ihn treibt, und fordert gleichsam das Leben noch muthwillig heraus: Komm nur her und probier's; probier wir deine Kniffe und Klänke; mich kriegst du doch nicht dran! Sonst, ohne diesen munter verwegenen Troß, hätten wir doch nur ein hämisches und bitteres Vergnügen an ihm, schadenfroh, daßs es den anderen in dieser lächerlichen Existenz auch nicht besser geht. Aber so können wir von ihm auch noch den Trost und die Zuversicht holen, daßs uns das Leben schließlich ja doch nichts anhaben kann und mit allen Unfällen und Zufällen, Gebrechen und Plagen, Versuchungen und Qualen für uns tapferen und im Gemüthe unangefochtenen Mann nichts als nur ein heiteres Spiel ist, seine Kräfte zu üben, zu prüfen und zu be- wahren. Darum besänftigt seine Kunst, löst allen Karger und Groll, wehnt und indem wir lachen, um uns bloß zu belustigen, gehen wir weiter und gerechter fort und kehren mit jenem philosophischen Muthes gegen das Leben zurück, der die eigentliche Absicht der Komödie ist.

Hermann Bahr.

Die Woche.

Politische Notizen.

Das österreichische Minister-Gravitationsgesetz lautet: Die Ministerfähigkeit ist in Oesterreich um so größer, je näher einer ohne dies der Minister-Kangoclasse und je ferner er der Politik steht.

Dazu ein Commentar, zunächst zum ersten Theil; ihn liefert die Erfahrung. Minister wird man in Oesterreich noch am leichtesten, wenn man bereits Statthalter ist. Die beiden Posten haben aber außer ihrer Nachbarschaft in der Gehalts-Kangoclasse der Bureaucratie eigentlich nichts besonders mit einander gemein. Man kann ein ganz passabler Statthalter und doch ein unsäglich schlechter Minister sein. Zum Beispiel: Die unglücklichste Ministerwahl der letzten zwanzig Jahre hieß: Pino. Freiherr von Pino war Statthalter in Linz gewesen; als Vandalenminister nahm er ein rasches, nicht ehrenhaftes Ende; das hinderte aber durchaus nicht, daßs er nachher noch als Landespräsident in der Bukowina Verwendung fand. Ober: Graf Kielmansegg galt als sehr tüchtiger Statthalter von Niederösterreich; als Minister hat er das zweifelhafteste Verdienst, noch nachträglich den Ruf des Ministeriums Windischgrätz verbessert zu haben, das im Vergleich zum Cabinet Kielmansegg immer noch als die an Ideen, Auskünften und Talenten reichere Regierung erscheint; nachdem Graf Kielmansegg binnen wenigen Wochen als Minister abgewirtschaftet hat, lehrt er wieder in die Statthalterei von Niederösterreich zurück. Ober ein näherliegendes Beispiel: Graf v. B a d e n i Statthalter von Galizien war, machte die polnische Kameraderie seinem Vorgänger Herrn v. J a l e s k i ganz dieselbe staatsmännische Reclame, die sie jetzt dem Grafen Badeni leiht; Herr v. Jaleski wurde polnischer Landmann-Minister; aber selbst auf diesem leichtesten und langweiligsten aller Ministerposten konnte er sich nur eine beschämend kurze Zeit halten. Nach dem Minister-Gravitationsgesetz entscheidet der Zufall der Kangoclasse. Wer Statthalter ist, hat Aussicht Ministerpräsident zu werden. Der Statthalter von Galizien oder der von Böhmen, Graf v. B a d e n i oder Graf T h u n mußte Ministerpräsident werden. Wenn's Graf Badeni wird, so ist nicht nur dem genannten Gesetz und damit der Beamten-Kangoclassen-Ordnung, sondern auch der alphabetischen Reihenfolge Genüge geschehen. Was wollt Ihr noch mehr?

Jetzt zum zweiten Theil des Minister-Gravitationsgesetzes: Graf B a d e n i — schreiben die Zeitungen — sucht sich Ministercollegen, die der Politik möglichst fern stehen. Das ist ein spaßiger Einfall. Wenn Graf Badeni Generalintendant der Posttheater wäre, würde er für das Burgtheater als Schauspieler zweifellos nur Leute engagieren, die noch nie ein Theater gesehen haben, und als Sänger für die Oper solche, die noch nie einen Ton gesungen haben. Wäre Graf Badeni Präsident der Generaldirection der Staatsbahnen, so würde er als Beamte nur jene nehmen, die noch nie auf einer Eisenbahn gefahren sind, und wäre er gar Chef der Marine-Section, so würde er unsere Kriegsschiffe mit Officieren ausrüsten, die noch nie auf See waren und noch keinen Kanonenschuß gehört haben. Jedes dieser Experimente könnte ergötzlich sein. Aber, da weder Freiherr v. Bezecny, noch Herr v. Bilinski, noch Freiherr v. Sterned die Ideen des Grafen Badeni in ihrem Wirkungstreife ausführen, werden wir nur den Versuch der politischen Minister zu beobachten Gelegenheit haben. Inzwischen ein Vorschlag, um dem Grafen Badeni die Ministerwahl zu erleichtern: Wenn er schon Leute als Minister-Collegen sucht, die der Politik fern stehen, dann beschränke er sich doch nicht auf die Männer, deren Vorrath die Politik ist, sondern er nehme auch Frauen in sein Ministerium auf, die schon durch ihr Geschlecht gefügig von der Politik ausgeschlossen sind, daher die größte Gewähr dafür bieten, daßs sie wirklich die vom Grafen Badeni für seine Minister-Collegen gewünschte Eigenschaft besitzen.

In ihrem Morgenblatt vom 5. September schreibt die „Arbeiter-Zeitung“: „Es scheint, daßs das erleuchtete, freisinnige Bürgerthum, das in stillen Versammlungen und beschaudlichen Circeln seine socialpolitische Arbeit gelegentlich zu verrichten liebt, so hartnäckig in den Sommerfrischen und Wäldern vergraben ist, daßs es auf die Geltendmachung seiner Principien vollständig verzichtet muß. Die i n t i m e T r a g i k o m ö d i e des socialpolitischen Programms beleuchtet wieder einmal den ganzen Jammer der deutschbürgerlichen Politik. Wie stolz klang die Verheißung, daßs eine numerisch wohl kleine, aber intellectuell wertvolle Partei kommen werde, den „socialen Bürgermeister“ vorbereiten wird! Vielleicht erinnern sich die journalistischen Wortführer des „freisinnigen“ Bürgerthums auch daran, und statt den Arbeitern überflüssige Winge für deren Agitation zu geben, kümmern sie sich einmal um ihre Leute, die zu ent- waffnen schon die heiße Jahreszeit genügt hatte.“

Die „Arbeiter-Zeitung“ sagt nicht, wen sie mit dieser verderblichen Polemik meint. Aber ich bekenne mich freiwillig als Autor des in der „Zeit“ vom 1. Juni erschienenen Artikels „Ein socialpolitischer Bürgermeister“, den die „Arbeiter-Zeitung“ vor ihren Lesern lächerlich machen möchte. Nur hätte sie auch ehrlich den Gedankengang des Artikels citieren sollen. Ich habe nicht eine „solche Verheißung“ verstanden, daßs eine numerisch wohl kleine, aber intellectuell wertvolle Partei kommen werde“, sondern lediglich den Wunsch ausgesprochen, daßs sie kommen möge; „wir wünschen nur“ — schrieb ich — „daßs das Duzend Wiber durch ein Duzend ausländiger Culturmenschen ersetzt werde“ u. s. w. Da ich nichts verheihen habe, bin ich nicht dafür verantwortlich, wenn nichts erfüllt wird. Zwischen Verheihen und Wünschen ist ein wesentlicher Unterschied, fast genug, um auch gegen eine stärkere polemische Kraft, als sie der „Arbeiter-Zeitung“ zur Verfügung steht, aufzukommen.

Um gegen mich polemisieren zu können, weist mir die „Arbeiter-Zeitung“ auch eine grobhartigere Stellung zu, als ich sie thatsächlich inne-